



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Okolitsch hatte sich umgekleidet, hatte das Gewehr abgetrocknet, saß nun mit der Mutter bei der brodelnden Teemaschine im Zimmer und erzählte von seinem Mißgeschick. Von seinen in der Küche ausgehängten Kleidern stieg Dampf auf und Boi wälzte sich wohlgefällig zu den Füßen seines Herrn auf dem Rücken.

„Ich glaubte schon, daß der Abend schlecht werden und du nichts schießen würdest,“ sagte die Mutter. „Und zuletzt noch das Wandern durch den Wald in der Dunkelheit! Mir wird ganz unheimlich dabei, Borenka.“

„Lut nichts, Muttmchen,“ versetzte er lustig. „Schön war es doch. Siehst du, das ist Leben. Dabei fühlt sich der Mensch. Das ist etwas anderes als das Sitzen in dumpfen Stuben beim Kartenspiel oder gar bei inhaltlosem Gesellschaftsgeschwätz.“

„Ja, ja, das ist richtig,“ meinte sie, „aber gefährlich sind diese Wanderungen doch.“

(Fortsetzung folgt.)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichspsiegel

Berlin, 9. Oktober 1910.

Revolution in Portugal — Mutschläge der „Kreuzzeitung“ — Antisemitismus und Konservative — Waffenstillstand in der Metallindustrie — Mehrenthal in Turin — Iswolskis Fiasko.

Die recht laut geführten Erörterungen über die innerpolitischen Fragen sind am Anfang unserer Berichtswoche plötzlich verstummt vor der kurzen Meldung aus Lissabon, daß die Portugiesen ihr Königshaus verjagt und die Republik ausgerufen haben. Wohl ist man in den unterrichteten politischen Kreisen schon seit Jahren auf den Eintritt des Ereignisses gefaßt; aber man hat die so oft angekündigte und wieder abgesagte Revolution doch nicht in diesem Augenblick erwartet. Überdies hat man bei uns in Deutschland der Möglichkeit des Gelingens einer Revolution in romanischen Staaten überhaupt mit einer gewissen Skepsis gegenübergestanden. Man hält die romanische Rasse für degeneriert und unfähig, sich aus dem tatsächlich eingetretenen wirtschaftlichen und staatlichen Verfall emporzuheben. Diese Auffassung gilt in Deutschland wohl auch noch heute besonders in konservativen Kreisen, die die verächtlichen Urteile über fremde Nationen ad absurdum geführt haben. Es sei an das erinnert, was in der rechtsstehenden Presse über Russen und Türken berichtet wurde und wird. Mit welcher nationalen Selbstüberhebung wurde bei uns über die beiden Völker geurteilt, wie wurde es versucht, ihre Erhebungen lächerlich zu machen. Dennoch haben beide Völker es verstanden, Wege zu betreten, die nach aller menschlichen Berechnung zur Wiedergeburt führen müssen. Über den Verlauf der Revolution in Portugal liegen einwandfreie Berichte noch nicht vor. Die Veröffentlichungen der neuen Regierung scheinen uns vor allen Dingen von der Absicht getragen, das Ausland zu beruhigen und mit Vertrauen in die neuen Verhältnisse zu erfüllen. Infolgedessen treten in ihnen auch die wahrscheinlich vorhandenen inneren Schwierigkeiten nicht genügend hervor. Aber das läßt sich schon heute erkennen, daß ähnlich den Jungtürken die

portugiesischen Republikaner die Staatsumwälzung sorgsam vorbereitet hatten und längst Herren des Landes waren, ehe der erste Schuß fiel. Man wird daraus folgern dürfen, daß die Änderung der Staatsverfassung einem tiefempfundenen Bedürfnis der Nation entsprach, mit andern Worten ausgedrückt, daß die Staatsform, die eben fiel, tatsächlich nur noch eine Form war, die von den nationalen Kräften des Volks nicht mehr belebt wurde. Für eine solche Auffassung spricht auch die wenigstens nach außen hin leidenschaftslose Form, in der sich alles in Lissabon abspielte. Das Leben des abgesetzten Königs wird seitens der neuen Regierung geschützt, man bringt weder ihm noch seiner Familie Haß entgegen — der König verläßt lächelnd, eine Zigarette rauchend, den ihm anvertrauten Thron.

Die Ereignisse in Portugal haben keine direkte Bedeutung für Deutschland. Vielleicht daß nun eine Regierung ans Ruder kommt, die die Interessen des Landes besser auch nach außen hin zu wahren versteht als die abgesetzte, und daß infolgedessen die Beziehungen zu den fremden Staaten eine auch für Deutschland günstigere Gestalt annehmen. Aber indirekt berühren uns die Vorgänge am Tejo unangenehmer, als wir es uns gerne eingestehen möchten. Zu diesem Eingeständnis zwingen uns einige Bemerkungen über die Revolution in Portugal aus den Kreisen derer, die gegenwärtig in Deutschland den maßgebenden Einfluß auf die innere Politik haben. „Kreuzzeitung“ und „Kölnische Volkszeitung“ sehen in der Revolution in Portugal lediglich den unheilvollen Einfluß der Liberalen und wollen ihren Lesern glauben machen, als sei die Vertreibung des Königs letzten Endes auf die „liberale Propaganda“ zurückzuführen. Die Auffassung der beiden Blätter braucht nicht tragisch genommen zu werden, wenn sie ihren Ausführungen hinzufügen, daß von konservativer und clerikaler Seite in Portugal kein wirksames Mittel ergriffen worden ist, um den drohenden Zusammenbruch der Monarchie zu verhindern. Beide Blätter lassen durchblicken, daß der Kaiser von Deutschland und König von Preußen einem ähnlichen Schicksal entgegensteuert, wenn er den liberalen Reformvorschlügen weiter folgen würde. Gegen die Warnung des kölnischen Zentrumsblattes läßt sich kaum etwas sagen, weil das Zentrum wenigstens die ihm wirksam erscheinenden Mittel anwendet, um der „liberalen Propaganda“ ein Paroli zu bieten. Das Zentrum ist bekanntlich neben den Sozialdemokraten die am besten organisierte politische Partei. Sehen wir selbst von dem Einfluß ab, der in der Anlehnung der Organisation an die Geistlichkeit begründet ist, so müssen wir zugeben, daß das Zentrum durch seine Arbeiter- und Jugendvereine den Weg wenigstens in die katholischen Massen gefunden hat, daß das Zentrum ganz außerordentlich fleißig ist in der Bekämpfung der „liberalen Propaganda“. Daß die Tätigkeit des Zentrums letzten Endes der Nation gefährlich ist, weil sie ultramontan und antideutsch ist, soll hier einmal unerörtert bleiben, — das Zentrum arbeitet für seine Idee. Welche Verdienste hat hierneben die deutsch-konservative Partei für die politische Fortbildung ihres eigenen Nachwuchses aufzuweisen? Ihre Vereinigungen dienen wohl Werken der christlichen Nächstenliebe, sie stimmen alljährlich für den Heeres- und Marineetat — doch welche bürgerliche Partei handelt heute anders? Für die Entwicklung des gesunden konservativen Sinnes tut sie nichts. Es gilt als undornehm, mit dem Arbeiter in Berührung zu treten, ihn zu belehren; es gilt als demokratisch, wenn studentische Vereine sich höhere Aufgaben stellen als Fechten und Biertrinken; die Aufforderung, in erregten Zeiten sich im politischen Leben zu betätigen und den demokratischen Anschuldigungen Aug' in Aug' zu begegnen, wird mit Enttäuschung zurückgewiesen. Das alles wird der Familie, dem vornehmen Zirkel und — der Zeit überlassen. Im übrigen soll der Staat durch seine Organe

besorgen, was in jenen Zirkeln als notwendig erachtet wird. Von wem aber werden die staatlichen Organe bedient? Doch zumeist von solchen Männern, die aus dem Volk aufstiegen, das nunmehr durch hundert Jahre durch die „liberale Propaganda“ „verseucht“ wird. Die Volksschule ist doch längst eine Domäne des Freisinns, in den Gymnasien und Realschulen dürften Männer mit der Gesinnung, die seitens der „Kreuzzeitung“ allein als konservativ anerkannt wird, wohl kaum die Mehrheit in der Lehrerschaft bilden. Welche Versuche hat die deutsch-konservative Partei gemacht, um der „liberalen Propaganda“ in den Schulen zu begegnen? Man wird auf unsere Schulgesetze hinweisen. Ja, müssen nicht gerade ganz bestimmte Verhältnisse in unserem Schulwesen der konservativen Politik zur Last gelegt werden, die daran schuld sind, wenn von einer „Entfremdung zwischen Volk und Recht“ gesprochen werden kann, ohne daß sich Widerspruch erhebt? „Die konservative Partei“, so schreibt gerade vor einem Jahre ein streng konservativer Mann in den „Grenzboten“, „hat dem Thron und der Staatsautorität den stärksten Stoß versetzt, den wir seit langer Zeit zu verzeichnen haben. . . . Es ist die erfolgreichste Art, die Saat der Revolution auszustreuen. . . . Die Art, wie die Konservativen . . . den Bundesrat gezwungen haben, eine Reichsfinanzreform anzunehmen . . . ist das stärkste Attentat auf die Autorität von Krone und Staat, das seit der Reichsgründung unternommen worden ist.“ Und diese der Nation entfremdete Partei, die einen Punkt von ideellem Wert nach dem andern aus ihrem Programm preisgibt, die will heute das Schicksal der Monarchie in Deutschland an das ihrige knüpfen?

Wir bekämpfen das an der deutschkonservativen Partei, was diese selbst als Internationalismus, als parteiischen Egoismus und als unberechtigte Machtgelüste bei den Demokraten bekämpft. Und die Parteileitung gibt uns erneut Gelegenheit, sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen sie den Konservatismus entgegenführt. Das Schädliche der konservativen Finanz- und Wirtschaftspolitik ist in den „Grenzboten“ bereits genügend unterstrichen worden. Heute müssen wir darauf hinweisen, wie wenig die Partei auch in anderer Hinsicht mit den tief wurzelnden Gefühlen des Volks bekannt ist. An sich eine achtungsvolle Konzeßion an den kulturellen Fortschritt, stellt die öffentliche Preisgabe des Antisemitismus als Grundsatz des konservativen Parteiprogramms im gegenwärtigen Zeitpunkt einen schweren taktischen Fehler dar. Im Lande draußen wird man den Grund, den die „Kreuzzeitung“ angibt, nicht verstehn. Man wird besonders bei den Bauern und im städtischen Mittelstande in dem Entschluß lediglich eine Konzeßion an das „Kapital“ oder gar eine Unterwerfung unter das „Kapital“ erkennen. In den kirchlichen Kreisen wird man nicht mit Unrecht eine Schwächung des Rückhaltes befürchten, den die evangelische Kirche an der konservativen Partei hatte. Bei den Juden aber erregt die Preisgabe des Antisemitismus Mißtrauen und Kopfschütteln. Treffend sagen sie: wenn es den Konservativen ernst ist mit ihrem Entschluß, dann müssen sie unsere Söhne auch als vollberechtigte Kameraden in die Armee aufnehmen; tun sie das nicht, dann wollen sie lediglich unsere Geldmittel für die Wahlkampagne gewinnen. Läßt sich die konservative Parteileitung von ideellen Gesichtspunkten leiten — wir wollen das nicht anzweifeln —, dann würden Taten genügen, um solchem Ausdruck zu verleihen, ohne die einmal im Volke lebenden Instinkte, mit denen in der Politik gerechnet werden muß, aufzustacheln. Nun ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß die Konservativen sich von der offiziellen Preisgabe des Antisemitismus ganz reale Erfolge versprechen. Im Osten sind ihre Mandate durch Nationalliberale und Sozialdemokraten bedroht. Vielleicht gibt es doch Mittel, mit denen der Ansturm von links abgewehrt werden könnte?!

Neben dem Streit in den bürgerlichen Lagern hat der Kampf in der Metallindustrie die Aufmerksamkeit gefesselt. Nachdem die Arbeitgeber ernsthaft entschlossen schienen, 350000 Arbeiter auszusperrn, haben die Arbeiterorganisationen klein beigetragen und sich den Bedingungen der Arbeitgeber unterworfen. Immerhin ist für die Arbeiter noch eine ganze Menge herausgekommen: Erhöhung des Stundenlohnes, Festsetzung eines Anfangslohnes für neu eintretende Arbeiter, Verkürzung der Arbeitszeit. Wir wissen nicht, ob wir unter diesen Umständen erhebliche Freude über die Beilegung des Kampfes äußern sollen. Gewiß, wenn wir an die tausende von hungernden und frierenden Kindern denken, dann mag uns der Friede erleichtert aufatmen lassen. Sind aber damit die Erwägungen erschöpft? Gibt es nicht Gesichtspunkte, die uns zwingen, die Augen vor vorübergehender Not zu schließen? Wir glauben, und die Haltung der Arbeiter in Hamburg ebenso wie des „Vorwärts“ bestärkt uns darin, daß die Arbeiterorganisationen einen Sieg errungen haben, der nicht nur den Unternehmern, sondern dem ganzen Reich noch teuer zu stehen kommen dürfte. Trotz aller damit verbundenen Not scheint es uns für die nähere und weitere Entwicklung gesünder gewesen zu sein, wenn die Unternehmer den Gewerkschaften kein Entgegenkommen gezeigt hätten. Nach dem Verlauf des Parteitages zu Magdeburg, nach der Weigerung, mit den christlichen Arbeiterorganisationen verhandeln zu wollen, und nach den Vorgängen in Berlin erscheint uns der Waffenstillstand als ein Sieg der Sozialdemokratie. Wir wissen nicht, ob dem bürgerlichen Unternehmertum bald eine günstigere Gelegenheit geboten werden wird, um den Arbeitern zu beweisen, daß nicht die Sozialdemokraten, sondern die Unternehmer Herren in ihren Betrieben sind. Wir sind überzeugt, daß das als Bohrkampf ausgestaffierte Ringen zwischen Unternehmertum und Sozialdemokratie zu einer Zeit wieder aufgenommen werden wird, wo es der bürgerlichen Gesellschaft noch unangenehmer sein dürfte, wie gegenwärtig.

Die unerfreulichen Zustände im Inlande wecken naturgemäß bei den Feinden unserer Machtstellung im Weltkonzert Hoffnungen, die mit unserem Wohlergehen nichts gemein haben, und Gedanken schlüpfen auf das Druckpapier, die ernsthaften Politiker sonst gern für sich behalten. So sehen wir in der russischen Presse hier und da die Vermutung auftauchen, Deutschland trete nach außen nunmehr energischer auf, weil es nicht ungerne einen Krieg herbeikommen sähe, um die Aufmerksamkeit der Nation von den innern Nöten abzulenken. Das Rezept ist echt russisch. In Wirklichkeit ist man uns an der Newa gram, weil wir nicht nur einen tüchtigen Leiter für unsere auswärtigen Angelegenheiten gefunden haben, sondern weil auch der Dreibund aus den Krisen der vergangenen Jahre so gekräftigt hervorgegangen ist, daß Italien immer neue Gesichtspunkte findet, die ihm seine Bundesstreue nützlich erscheinen lassen. Sehr wirksam in dieser Beziehung war die deutsch-österreichische Balkanpolitik, die im Gegensatz zu den Intrigen an der blauen Brücke zu Petersburg und am Kai d'Orsay eine feste Garantie für die friedliche Entwicklung im nahen Osten bietet. Von der Ehrlichkeit unserer Absichten im Orient hat sich der König von Italien überzeugen können, nach der eingehenden Aussprache zwischen seinem Minister des Aeußern und dem Grafen Aehrenthal zu Turin, die durch eine Audienz in Racconigi abgeschlossen wurde. In dieser Aussprache ist das ganze Lügengespinnt aufgedeckt worden, mit dem die französische Presse die deutsch-österreichische Politik zu überziehen drohte.

Am härtesten ist durch die Aussprache Herr Iswolski getroffen. Sie hat alle seine Hoffnungen, Italien vom Dreibund zu trennen und einen an Rußland angelehnten Balkanbund zu schaffen, mit einem Schläge begraben. Dieser Ausgang kommt indessen nicht überraschend und Herr Iswolski hat ihn kommen sehen,

nachdem sein mächtiger Protektor Eduard der Siebente die Augen geschlossen hatte. Die Anlehnung Rußlands an England, die die liberale Presse Herrn Iswolsti stets als Verdienst anrechnete, ist in Wahrheit nichts anderes gewesen als die kritiklose Befolgung der egoistischen Ratschläge des Britenkönigs. In dem Augenblick, wo die Ratschläge ausblieben, trat auch Herrn Iswolstis Unfähigkeit, den wahren Interessen Rußlands zu dienen, zutage. Die letzte Probe auf seine Geschicklichkeit sollte in der Verhinderung der Aussprache zu Turin bestehen. Nachdem sein Einfluß sich in Rom als unmaßgeblich erwiesen hatte, war auch die Entlassung aus dem Dienst als Minister des Außern sicher. Herr Iswolsti geht als Botschafter nach Paris, das ist dahin, wo er seine während der letzten Kampagne gegen den Dreibund gewonnenen Freundschaften weiter pflegen kann. Geschickt dünkt uns die Erinnerung nicht. Denn nachdem die Fäden eines Diplomaten so aufgedeckt wurden, wie es Herrn Iswolsti geschah, dürfte sein ferneres Känkepiel auch weithin leicht zu durchschauen sein.

Berichtigung. In Heft 40 Seite 40 unterste Zeile muß es heißen: „Der Beifall . . . veranlaßte Herrn Stresemann, der in Sachsen einen Kampf gegen den Ultramontanismus nicht durchzuführen hat, vor Verallgemeinerungen zu warnen.“

Grundlegende Kolonialliteratur. Es war bis vor wenigen Jahren keine reine Freude, sich mit den Neuerscheinungen auf kolonialem Gebiet kritisch beschäftigen zu müssen. Geschrieben wurde auf diesem Gebiet im letzten Dezennium außerordentlich viel, aber was dabei herauskam, war danach. Wenn ich so meinen Bücherschrank durchsehe, in dem neben älteren, mehr oder minder grundlegenden Werken hervorragender Forscher so ziemlich alles aufgestapelt steht, was der Büchermarkt während meiner zehnjährigen kolonialpublizistischen Tätigkeit an einschlägiger Literatur gebracht hat, so fühle ich mich manchmal versucht, mit einigen kühnen Griffen Platz zu schaffen und den Papierkorb zu bereichern. Nur ein gewisses Gefühl von Pietät und die Erwägung, daß die vielen Bücher und Broschüren immerhin Dokumente einer historischen Entwicklung sind, wenn sie auch mit seltenen Ausnahmen einen eigenen sachlichen Wert nicht besitzen, läßt allemal meine Hand wieder sinken.

Seit einigen Jahren, mit der fortschreitenden Erforschung und Erschließung unsrer Kolonien, waren allmählich beachtenswertere Publikationen zu verzeichnen. Paasche, Perrot und Samassa lieferten für Ostafrika, Rohrbach, Kütz und Schlettwein für Südwestafrika ganz anschauliche und brauchbare Darstellungen der wirtschaftlichen Verhältnisse und Ausichten. Aber das waren alles Bücher, die mehr an den zünftigen Kolonialpolitiker, weniger an die breitere Öffentlichkeit sich wandten, denn sie setzten gewisse Vorkenntnisse in geographischer und völkerkundlicher Hinsicht voraus, die man eben leider bisher bei uns im allgemeinen nicht hat. Da eine zuverlässige Literatur auf diesem Gebiet fehlte, konnte man solche Kenntnisse auch gar nicht erwarten.

Eine umfassende Landeskunde unsrer Kolonien hat uns erst jetzt Hans Meyer in seinem neulich gewürdigten Werk „Das deutsche Kolonialreich“ geliefert, das freilich eigentlich nur für den Gebildeten, nicht für die breitere Masse des Volkes bestimmt ist.

Daselbe gilt, wenn auch nicht in solch ausgesprochenem Maße, für das kürzlich nach zwölfjähriger Frist in zweiter Auflage erschienene Werk von Prof. Kurt Hassert*): „Deutschlands Kolonien“. Die erste Auflage war schon lange veraltet

*) Hassert, „Deutschlands Kolonien“. Erwerbungs- und Entwicklungsgeschichte, Landes- und Volkskunde und wirtschaftliche Bedeutung unsrer Schutzgebiete. Zweite erweiterte und vollständig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von Dr. Seele u. Co.

und stellte — bisher das einzige ernsthafte Buch seiner Art — ein ziemlich mangelhaftes Orientierungsmittel über die Kolonien dar. Dem Verfasser konnte man aber daraus gewiß keinen Vorwurf machen, denn die Erforschung unsres Kolonialreichs stand eben damals noch in den Kinderschuhen. Eine um so gründlichere Darstellung ist die vorliegende zweite Auflage. Sie wäre noch brauchbarer, wenn Gassert wenigstens das wichtigste Quellenmaterial angeführt hätte. Doch das ist ein Mangel, den nur der Wissenschaftler und Publizist empfindet. Wenn der Verfasser dies im Schlußwort für unnötig erklärt, so kann ich ihm darin nicht beipflichten, denn das wichtigste Material steckt in teuren amtlichen Publikationen, die auch dem Fachmann nicht ohne weiteres und uneingeschränkt zur Hand sind. Auch das Sachregister könnte etwas ausführlicher sein, es fehlen darin manche wichtigen Stichworte.

Die stoffliche Einteilung des Werkes ist, wie dies in der Natur der Sache liegt, ungefähr dieselbe wie beim Meyerschen. Ein Vorteil gegenüber jenem besteht in den frisch und anschaulich geschriebenen allgemeinen Kapiteln über die Vorgeschichte der deutschen Kolonialbestrebungen und die Erwerbung der deutschen Schutzgebiete. Es steckt darin doch allerlei, was das Verständnis für die Entwicklungsgeschichte der einzelnen Kolonien erleichtert. Namentlich gilt dies für das heranwachsende Geschlecht, das die Zeit der Kolonialerwerbungen nicht miterlebt hat, also auch den Geist jener Zeit nie so verstehen kann wie wir.

In lebendiger, ziemlich volkstümlicher Schilderung werden nun die einzelnen Kolonien behandelt, jede nach ihrer Geschichte, Landes- und Volkskunde, Wirtschaftsgeographie gegliedert. Den Schluß bildet ein Kapitel über die wirtschaftliche Bedeutung der Kolonien. Von dieser Bedeutung ist nun allerdings nachgerade jeder ernstdenkende Mensch überzeugt. Nichtsdestoweniger ist es in einem Buch, wie dem vorliegenden, das nicht zum wenigsten als Lehr- und Handbuch für die heranwachsende Jugend, für Studierende, Handelschüler u. dgl. gedacht ist, keineswegs überflüssig, daß die Erkenntnis dieser Bedeutung durch Darlegung der historischen und wirtschaftspolitischen Gründe gestützt wird. Auch in diesem Punkt weicht das Gassertsche Werk wieder von dem Meyerschen ab, das sich auf die Darstellung der Natur und Wirtschaft der Kolonien beschränkt und es dem Leser überläßt, die erforderlichen Schlüsse daraus zu ziehen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß das Gassertsche Werk auch einigen Bilders Schmuck aufweist, der allerdings mit dem Meyerschen sich nicht messen kann. Dafür ist das Werk auch wesentlich billiger. Eigentlich hätten Verfasser und Verleger sich die Bilder sparen können, denn eine ausreichende Illustration vermögen diese ja doch nicht zu bieten. Ein Teil davon ist zwar ganz gut, aber dafür haben verschiedene alte Holzschnitte und mäßige Photographien um so weniger Anschauungswert, und eine Tafel mit der Unterschrift „Regierungsstation und Postamt in Buea (Kamerun)“ gibt sogar geradezu ein falsches Bild. Sie stellt nämlich nur das bescheidene Postamt dar. Eine „Regierungsstation“ gibt es in Buea überhaupt nicht, sondern dort befindet sich das Gouvernement für ganz Kamerun, das erheblich imposanter aussieht. Die dem Werk beigegebenen Karten sind dem Reimerschen kleinen Kolonialatlas entnommen und dementsprechend ganz brauchbar.

Wendet das Gassertsche wie das Meyersche Werk sich ausschließlich an die Gebildeten und namentlich diejenigen, die durch ihren Beruf gezwungen sind, sich ins einzelne gehende Kenntnisse über die Kolonien zu erwerben, so dienen zwei andre Werke mehr der Belehrung in Schule und Haus. Da ist zuerst das von dem bekannten Südwestafrikaner, Major Kurd Schwabe, herausgegebene Pracht-

werk zu nennen, das unter dem Titel: „Die deutschen Kolonien“*) bei der Verlagsanstalt für Farbenphotographie Weller u. Gütlich in Berlin erscheint. Ich betone hier in vorderster Reihe die Verlagsfirma, weil diese bei einem derart großzügigen Illustrationswerk natürlich neben dem Herausgeber das Hauptverdienst für sich in Anspruch nehmen darf. Es war keine Kleinigkeit, die Bilder durch Hinaussendung von Photographen zu beschaffen und dann in umständlichen Versuchen die für die Reproduktion am besten geeigneten Aufnahmen herauszufinden. Demgegenüber erscheint die Arbeit der Verfasser des Textes gering. Damit soll diese aber keineswegs verkleinert werden. Im Gegenteil, die Herren, meist alte Kolonialleute, haben mit ihren Schilderungen den farbenprächtigen Bildern einen würdigen Rahmen gegeben. Aber die Hauptstärke des Werkes liegt doch in der Illustration, die von seltenem Anschauungswert ist. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Farbenphotographie bei kolonialen Anschauungsbildern besonders viel für sich hat, denn sie ersetzt in viel höherem Maße, als dies das schwarze Bild kann, die gerade hinsichtlich der Kolonien schwer zu erreichende persönliche Anschauung. Allerdings wird der Preis des Werkes dadurch sehr erheblich. Es können sich nur verhältnismäßig wenige leisten, für ein Werk 200 Mark auszugeben, auch wenn es, wie das vorliegende, wirklich so viel wert ist. Bis jetzt ist etwa die Hälfte der Lieferungen erschienen und ein Überblick über das Gesamtwerk immerhin möglich. Für viele Kolonialfreunde mag es von Interesse sein, daß die großen lose beigelegten Bildertafeln auf dunklen Karton aufgezogen sind und sich vorzüglich als Zimmerschmuck verwenden lassen.

Ein billigeres Gegenstück zu diesem großen Prachtwerk ist das von dem Unterzeichneten bearbeitete koloniale Anschauungswerk: „Eine Reise durch die deutschen Kolonien“**). Es erscheint in Einzelbänden zum Preise von je 4 bis 5 Mark und behandelt die einzelnen Kolonien nach Landschaft, Pflanzen- und Tierwelt, Bevölkerung, Kolonialwirtschaft. Der Band enthält 80 bis 125 Bilderseiten und ebenso viele Textseiten auf Kunstdruckpapier. Jeder Bilderseite steht die dazu gehörige Textseite gegenüber. Um nicht selbst pro domo zu reden, möchte ich auf die Besprechung des ersten Bandes aus der Feder eines Ostafrikaners, Hauptmann A. Jonck, in Nr. 48 des letzten Jahrgangs verweisen. Diese gibt eine der vielen anerkennenden Meinungsäußerungen bekannter Kolonialmänner wieder. Aber auch in Schulkreisen hat das Werk großen Anklang gefunden. Es ist von der preussischen, badischen und württembergischen Schulverwaltung amtlich empfohlen worden.

Ein namhafter Schulmann und Ethnograph, Oberstudienrat Dr. Lampert in Stuttgart, schrieb dem Unterzeichneten als Urteil darüber: „Das Werk ist gleich in vorzüglicher Weise geeignet, ein Bild von dem landschaftlichen Charakter der Kolonien in ihren verschiedenen Teilen, den Eingeborenen und den wirtschaftlichen Verhältnissen, zu geben. Es eignet sich ganz hervorragend für Unterrichtszwecke, und ich freue mich, daß dies in Württemberg auch von maßgebender Seite

*) „Die deutschen Kolonien.“ Mit über 250 Farbenphotographien nach der Natur (40 Tafelbildern und 210 Textbildern) herausgegeben von Kurd Schwabe. 10 Lieferungen zum Preise von je 20 M. Berlin SW., Lindenstr. 71, Verlagsanstalt für Farbenphotographie Weller u. Gütlich.

**) „Eine Reise durch die deutschen Kolonien.“ Herausgegeben von der illustrierten Zeitschrift „Kolonie und Heimat“. Band I. Deutsch-Ostafrika, mit 2 Karten und 169 Bildern; Band II. Kamerun, mit 2 Karten und 209 Bildern; Band III. Togo in Vorbereitung. Text von Rudolf Wagner unter Mitwirkung von Prof. C. Uhlig. Verlag kolonialpolitischer Zeitschriften G. m. b. H., Berlin.

anerkannt wurde. Ich hatte vor längerer Zeit Gelegenheit genommen, unter Vorlage des ersten Bandes mit einem der Referenten in der kgl. Ministerialabteilung für die höheren Schulen über das Unternehmen und seine Vorzüge Rücksprache zu nehmen und erhielt nun vor kurzem von dieser Behörde eine amtliche Mitteilung, daß es zur Anschaffung für Schulzwecke empfohlen worden sei."

Auch andre bekannte Schulmänner haben mit ihrer Anerkennung nicht gegeizt, und die Tatsache, daß vom ersten Band kaum ein halbes Jahr nach Erscheinen eine neue Auflage bewerkstelligt werden mußte, dürfte für das vermöge seiner vornehmen Ausstattung namentlich auch zu Geschenkzwecken geeignete Werk sprechen.

Kurz und gut, das letzte und das laufende Jahr haben uns vier koloniale Werke beschert, von denen jedes in seinem Kreis der kolonialen Belehrung gute Dienste leisten wird.

Rudolf Wagner

Aviatik, Publikum und Presse. So lange schon geflogen wird, beschäftigt sich sowohl das Publikum als, in noch erhöhterem Maße, die Presse mit dieser modernsten aller Errungenschaften — oder besser: sie sollte es tun. Denn noch ist sie sich der Aufgabe nicht bewußt, welche ihr die Aviatik auferlegt.

Sprechen wir zuerst vom Publikum. Das Flugplatzpublikum zeichnet sich durch eine ganz besondere Psychologie aus. Eine Psychologie, deren Erscheinungen sich erst bemerkbar machen seit dem Auftauchen der modernen Fliegekunst, der Errichtung von Flugplätzen und der Veranstaltung von nationalen und internationalen Flugkonkurrenzen. Eine Psychologie, die wir bisher nicht kannten; die weder auf dem Rennplatz noch im Velodrom zu finden ist. Ihr Gebiet beschränkt sich ausschließlich auf den Flugplatz.

Jrgendwo findet eine Fliegerkonkurrenz statt, wird eine Flugwoche abgehalten. Plakate verkünden das Ereignis. Statt des üblichen Sonntagnachmittagspaziergangs wandert die Familie zum Sportplatz. Das gehört zur allgemeinen Bildung. Das muß man gesehen haben. Denn schließlich will man aus eigener Anschauung und Erfahrung darüber reden können. Deshalb wird auch das Eintrittsgeld bezahlt. Und es ist eine alte Tradition: man bezahlt und erhält etwas für sein Geld. Das Plakat hat's verkündet; auch die Fähnchen in den Schaufenstern wehen: Heute wird geflogen. Ergo: es muß geflogen werden.

Der Zeiger hat die Stunde, mit der das Fliegen beginnen sollte, längst überschritten. Man ist geduldig. Gibt das akademische Viertel zu. Und wartet. Aber auch das läuft ab. Nichts regt sich. Aufgeregt zieht der Familienvater die Uhr aus der Tasche: Mutter und Kinder rechnen den Zeitverlust nach. Ein zweiter Familienvater tut desgleichen. Dann auch ein dritter, ein vierter. Und so weiter. Schließlich murren das Publikum, immer noch wartend. Eine weitere Stunde. Vielleicht auch zwei Stunden. Dann aber bricht's los. Und schimpft. Beschuldigt die Veranstalter der Konkurrenz des Betrugs und, wenn es gar zu regnen anfängt, der Gaunerei. Es sieht sich in seinen teuer erkaufte schönsten Hoffnungen betrogen und sieht nichts für sein Geld. Ein Totalisator ist auch nicht da. Eine Wirtschaft womöglich nicht in der Nähe. Da steht man und steht. Vielleicht, wenn alles gut geht, schieben gelegentlich, anscheinend eifrig bemüht (so sehen die Augen des Publikums), ein paar Menschen einen Flugapparat aufs freie Feld. Dann wird noch etwas daran ausgebessert, eine Stange zurechtgebogen, das Gleichgewicht ausprobiert. Schon sitzt der Flieger auf seinem Sitz. Jetzt geht's los. Der Motor wird angedreht. Er rattert und rattert. Und rattert wieder und rattert immerzu. Und hört nicht auf zu rattern. Aber der Apparat geht nicht hoch. Mit dem Motor zieht auch die Spannung im Publikum etwas an. Freilich nur wenig, denn was soll ein einziger Flieger? Hat man dafür bezahlt? Behn, fünf-

zehn wollte man in der Luft fliegen sehn! Und während der Zuschauer so denkt, geschieht das Unglaubliche: der Motor wird abgestoppt. Der Flieger steigt von seinem Sitz herunter. Steht, mit den Händen gestikulierend, neben seinem Apparat, was zu deutsch heißen soll: der Motor ist defekt, es wird nicht geflogen, oder: der Wind weht zu stark. Und Stunde um Stunde vergeht. Das Publikum schimpft und stampft und geht und möchte am liebsten sein Geld zurückverlangen. Und sagt: Das ist ja doch nichts. Beim Ersten funktioniert der Motor nicht, dem Zweiten ist ein Flügel gebrochen, dem Dritten weht der Wind zu stark und der Vierte, der fliegen sollte, war überhaupt nicht da. Und kein Mensch soll es wagen, ihm je wieder von der Fliegerei zu sprechen. Selbst dann nicht, wenn alles gar nicht so schlimm gewesen und der Zuschauer tatsächlich das Wunderbare eines wenn auch vielleicht nur kurzen Fkarusfluges erleben durfte, wenn er, wenige Minuten nur, den Wundervogel in der Luft schweben sah, der dann, infolge irgendeines Defekts, plötzlich zur Erde niederstürzte und unter seinem zertrümmerten Gerippe den kühnen Flieger begrub. Eine Enttäuschung und unserm Publikum ist der ganze Spaß verdorben. Das Wunderbare kann es und will es noch nicht verstehn. Sieht es doch in diesem Flieger zum größten Teil nur eine Sensation, eine sportliche Unterhaltung, ein Kunststückchen. Selten mehr. Hinter die Geheimnisse des Fluges kommt es nicht. Ebenso wenig wie es höhere Gewalten anerkennen will, die einen Flug unmöglich machen. Den Wind, der den Flieger zu Tode stürzen kann, bemerkt es nicht. Bewegt er doch kaum die Baumkronen. Und will nicht verstehn, daß der Aviatiker nicht um einem minderwertigen Preis Maschine und Leben riskieren will. Denn noch jedes Schaufliegen hat zum mindesten Apparate gefostet.

Nein, das Publikum ist noch nicht auf der Höhe dieses großartigen Kulturfortschrittes. Es vermag noch nicht, ihn in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen. Es gönnt ihm keine Entwicklung. Über Nacht war er da. Am Morgen sprach man von der Eroberung der Luft. Folglich muß man jetzt fliegen können.

Gedanken und Anschauungen, die, wenn sie auch merkwürdig erscheinen, doch keineswegs neu sind.

Schon den ersten Flugversuchen des Aviatikers Euler in Frankfurt am Main stand das Publikum verständnislos gegenüber. Daß der Flieger nicht gleich bei seinen ersten Versuchen Maschine und Leben aufs Spiel setzte, verargte man ihm. Noch hatte niemand einen Apparat in der Luft fliegen sehn, da wurden schon die ersten sprunghaften Versuche bespöttelt. Auch Latham, der Kühnsten einer, mußte es erleben, daß das Petersburger Publikum ihn auspiffte und nur polizeilicher Eingriff den Pöbel am Zerstören der Maschine hindern konnte. In Dresden enttäuschte Gaubert die Zuschauer. Sie durchbrachen die Schranken, stürzten sich auf den Apparat. Auch in München durchbrach die ungeduldige Menge die Barriere und verhinderte so, zu ihrem eigenen Nachteil, jeden weiteren Versuch. In London führte die drohende Haltung des unbefriedigten Publikums zu einer Katastrophe: Der Aviatiker Clayton ließ sich zu einem Fluge verleiten; eine unfreiwillige Landung im Zuschauerraum forderte Menschenopfer. Auch der jüngst in Stettin erfolgte Absturz Nobls, der den Tod des Fliegers zur Folge hatte, ist auf die ungeduldige Haltung des Publikums zurückzuführen. Es ist sich natürlich seiner Schuld an solchen tragischen Ausgängen nicht bewußt. Und führen sie zu Unglücksfällen, die ihre Opfer außerhalb der Flugbahn, im Zuschauerkreis, suchen, so findet die Entrüstung über die Leichtsinngigkeit der Flieger keine Grenzen. Die Menge vergißt, daß oft nur ihr Drängen, ihre Schaulust die Ursache eines Aufstiegs und der dann eingetretenen Katastrophe ist. Und nicht nur das, sondern sie

läßt sich noch zu Ausschreitungen hinreißen. So war es auch bei dem schweren Unfall, der sich während der Budapester Flugwoche ereignete: die Wut der Menge richtete sich vor allem auf den Aviatiker und seinen Apparat. Nicht Hilfeleistung ist ihr erster Gedanke, sondern Rache.

Aus allen Erdteilen kommen solche Berichte, die durchaus keine Phantasien sind. In Brescia wurde im vergangenen Jahr das Publikum durch ein Kavallerieaufgebot an Gewalttätigkeiten gehindert. In Usküb soll ein Flieger, der die Schaulust des Publikums nicht befriedigen konnte, gehängt worden sein.

Solche Tatsachen zeigen, wie weit entfernt das große Publikum noch davon ist, dem Flugproblem und seiner Entwicklung Verständnis entgegen zu bringen. Und wie notwendig es ist, daß es zu diesem Verständnis erzogen werde.

Und die das Publikum dahin erziehen sollte, das ist die Presse, die als Vertreterin der öffentlichen Meinung auf diese selbst so viel Einfluß hat. Sie sollte es. Weshalb aber tut sie es nicht nur nicht, sondern sucht das Publikum gegen die Fortschritte der Aviatik zu stimmen und mißtrauisch zu machen? Daß dem so ist, beweisen die Flugberichte, denen wir in den Tageszeitungen begegnen. Oft genug steckt leider der Flugplatzreporter in der Haut des Familienvaters, ist er ein Atom des Ganzen, des Publikums. Er hat kein Interesse für die Sache, will nur seine Schaulust befriedigen. Gelingt das dem Flieger nicht, lesen wir andern Tags die Folgen in der Zeitung. Was Wunder, wenn der Leser dann in seinem Urteil sich unterstützt sieht!

Ein Beleg. Ich las einmal in einer großen Zeitung einer sehr großen Stadt folgenden Flugbericht: „Die Veranstalter . . . sind wie die modernen Schwandichter, die in einem mehrere Stunden währenden Theaterabend unter lauter schalem Zeug gerade drei amüsante Pointen geben und dann schon glauben, daß sie eine Wunderleistung vollbracht hätten. Auch der gestrige Flugtag, an dem die Konkurrenzen von 1 bis 6 Uhr ausgeführt werden sollten, war recht wenig amüsant, bis auf ein paar kurze, zum Teil freilich großartige Leistungen. Prachtvoll war der Höhenflug, den Latham noch ganz zuletzt — schon außer Konkurrenz — machte, als bereits die Abendnebel einen Teil des Flugplatzes einhüllten.“

Ein typisches Beispiel moderner Flugkritik. Ein Vergnügen, ein Späßchen soll so ein Fliegen sein. Und mit einer abgedroschenen Phrase und einem billigen Pinselstrich Abendstimmung wird eine seltene Leistung begraben.

Und wie oft begegnet man nicht Berichten wie diesem: „Der gestrige Tag war ein totaler Mißerfolg. A versuchte mehrmals aufzusteigen, mußte aber die Versuche wegen des starken Windes ebenso oft wieder aufgeben. Nach längerem vergeblichen Harren verkündete ein Signal, daß infolge des starken Windes die Flugversuche nicht stattfinden konnten.“

Nein, das ist keine Berichterstattung. Möglich, daß der Schreiber, durch die Anstrengungen seines Berufs ermüdet, des Harrens überdrüssig wurde. Dann aber ist es besser, er unterläßt seinen Bericht, wenn er der Sache nicht mehr Interesse entgegenbringen kann. Machen denn die Veranstalter der Flugkonkurrenzen oder die Flieger selbst den Wind und können sie ihn, je nach Belieben, ein- und ausschalten? Und kann man es dem großen Publikum, das in solcher Schule erzogen wird, verdenken, wenn es keine besseren Lehren mit auf den Flugplatz bringt?

Aufgabe, dankbare Aufgabe der Presse wäre es, sich in den Dienst der Aviatik zu stellen. Nur dann bündigt sie die ja auch von ihr gerügte „bête humaine“ des Flugplatzes, bringt das Publikum in ein richtiges Verhältnis zu dieser noch in ihren Anfängen stehenden Wissenschaft, die kein Sport mehr ist, und erwirbt sich dadurch Verdienste für beide Teile.

Dr. Max Rudolf Kaufmann

Briefe von und an Friedrich v. Geng. (Band I und II, München und Berlin 1910. Verlag von R. Oldenbourg.) Diese auf vier Bände berechnete, von der Webekindstiftung zu Göttingen veranlaßte und unterstützte Publikation soll „teils ungenügend gedrucktes, teils gänzlich vergriffenes oder zerstreutes, vor allem aber ungedrucktes Material zur Lebensgeschichte von Fr. Geng in brauchbarer Form der Wissenschaft zugänglich machen“. Der erste Band bringt zuerst die Briefe, die Geng in den Jahren 1785 bis 1791 an seine Jugendfreundin Elisabeth Graun, spätere Frau v. Stagemann, gerichtet hat. Norddeutsche Sentimentalität ist der Charakter dieser Briefe; die meisten enthalten gefühlvolle Betrachtungen über Liebe und Freundschaft, Tugend und Glückseligkeit. „Sie, meine liebe Graumin, haben zur Glückseligkeit, die man auf diesem edlen, glorreichen Wege, auf dem Pfade der Tugend erlangt, einen herrlichen Grund in sich; Ihre sanfte, fühlbare Seele müßte Sie unausbleiblich glücklich machen, wenn Sie es immer dahin bringen könnten, daß sie mit Ihrem hellen und ruhigen Kopfe in Harmonie stünde.“ Und in diesem Predigertone geht es noch lange fort. Von einer anderen Seite zeigt sich Geng in der dann folgenden Korrespondenz mit seinem Lehrer und Freunde, dem Breslauer Popularphilosophen Christian Garve. Diese Briefe lassen einen Blick tun in die tiefen und ausgedehnten politischen Studien des jungen Geng. Er arbeitet an einer Geschichte der französischen Revolution, die er aus den ersten Quellen darstellen will. Mit dem lebendigsten Interesse verfolgt er den Gang der großen Politik. „Sie würden erstaunen, wenn Sie die Menge von Zeitungen sehen sollten, die jetzt posttäglich durch meine Hände gehen. Zwei Tage der Woche sind lediglich und ausschließlich dem Lesen der Zeitungen und sorgfältigen Exzerpieren und Klassifizieren ihres Inhalts eingeräumt. Außer der „Pösselschen Zeitung“, der „Leydener“, „Hamburger“ und andern deutschen bekomme ich nun regelmäßig fünf große französische Zeitungen: „Redacteur“, „Konserveur“, „Journal de Paris“, „Ami des Voix“, „Moniteur“, und drei englische: „London Chronicle“, „Morning Chronicle“ und „Courier de Londres.““ Der Wunsch, Journale aus der ersten Zeit der Revolution aus der Weimarer Bibliothek zu erhalten, bringt ihn in Verbindung mit Karl August Böttiger, „von dem über Personalien, Bücher, literarische Unternehmungen stets das Neueste und Beste zu erfahren war“. Die an ihn gerichteten Briefe bilden den Schluß des ersten Bandes.

Die im zweiten Band abgedruckten Briefe an den schwedischen Diplomaten Karl Gustav v. Brinckmann und den romantischen Philosophen Adam Müller sind zum größten Teil in den Jahren 1800 bis 1810 geschrieben. Sie enthalten viele literarische Urteile, Schilderungen der englischen und der Wiener Gesellschaft, vor allem aber Persönliches über Geng selbst. „Die allmächtige Zeit hat mich zum Manne geschmiedet,“ schreibt er im Oktober 1807, „jetzt erst kenne ich die Welt, die Menschen, die Kräfte, die Verhältnisse.“ Den Tilfiter Frieden hat er „mehrere Monate lang im Kopfe herumgetragen, ehe er geschlossen war“. Der Hoffnung auf eine bessere Zukunft aber hat er nicht entsagt. „Auch ich halte mich fest überzeugt, daß eine Nation wie die unsrige trotz alles augenblicklichen schmachlichen Verfalls in Tat und Wahrheit ist, unmöglich auf die Länge von solchen unterjocht werden kann, die nicht einmal ihre Würde verstehen.“ — Viel berührt wird auch das Thema: Geng und die Frauen. Das Beste darüber sagt er selbst in einem Bekenntnisbrief über seine Beziehungen zu Amalie v. Imhof, die sich zweimal von ihm enttäuscht sah. (Band II S. 238 bis 242.) Jul. Heyderhoff